

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 81=101 (1935)

Heft: 4

Artikel: Randglossen über Kriegsgeschichte und Kriegskritik

Autor: Wittich, Alfred von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-13395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nur die elektrisch geladenen Hindernisse, die in einzelnen Abschnitten Verwendung fanden. Die Ueberraschung, die damit erzielt wurde, war aber einmalig. Aehnlich verhält es sich mit dem Vergasen von Geländeteilen, der Anlage von Minensperren und dergleichen. Alle Massnahmen, die eine Warnung der eigenen Truppe erforderlich machen, gelangen eben früher oder später doch zur Kenntnis des Feindes.

Scheinanlagen zur Irreführung des Gegners sind meist gut gemeint, aber doch nicht so ausgeführt, dass sie ihren Zweck erreichen. Die moderne Photographie wird manches auf den wirklichen Wert reduzieren. Die Ueberraschung für den Angreifer wird peinlicher sein, wenn er plötzlich vor Waffen steht, die scheinbar nicht vorhanden waren, als wenn er nichts vorfindet, wo er etwas vermutete. Wichtiger als das Errichten von Scheinanlagen ist deshalb immer das Tarnen der wirklichen Verteidigungsmassnahmen. Schweigegewehre, die erst auf kürzeste Distanz in den Abwehrkampf eingreifen, und Hindernisse, die erst im Sturm selbst erkannt werden, können entscheidende Wirkung haben.

Es war mir daran gelegen, mit meinen Ausführungen lediglich darauf hinzuweisen, dass sich der Führer in der Verteidigung nicht zu stark auf den Erfolg seines Abwehrfeuers allein verlassen darf. Dass er vielmehr durch Ausnützen aller Chancen, die eine Verteidigung bietet, versuchen muss, den Angreifer anzufallen und ihn immer wieder zu überraschen — mit Feuer.

Wenn zur erfolgreichen Abwehr der Offensivgeist der Truppe wichtigste Voraussetzung ist, dann muss das den Führer dazu veranlassen, beweglich zu sein und immer wieder zu versuchen, die Initiative an sich zu reißen. Dann wird sich der Geist der Truppe zum Erfolg auswirken.

Randglossen über Kriegsgeschichte und Kriegskritik *)

Von Oberst *Alfred von Wittich*, Salzburg.

IV.

Der Grund und Boden, auf dem alle Erkenntnisse und Wissenschaften ruhen, ist das Unerklärliche.
Schopenhauer, «Parerga».

Man mag die Vernunft noch so hoch stellen, so kann doch der festeste Glaube an das Walten einer weisen Vorsehung bei unvoreingenommener Betrachtung des Weltgeschehens zahlreiche historische Ereignisse kaum anders als vernunftwidrig empfin-

*) Siehe das Aprilheft 1934.

den; mindestens aber stösst er auf sehr viel Rätselhaftes und Unerklärbares, das als Zufall und Schicksal, Glück und Verhängnis einer Beherrschung durch den menschlichen Geist widerstrebt. Wie schon die Griechen in der Nemesis die strafende Gerechtigkeit sahen, die ihnen auch zur Wahrerin des rechten Masses und zur Gegnerin allzu grossen Glückes wurde, hat auch den Abendländer die Annahme einer sittlichen Weltordnung dazu geführt, die Weltgeschichte zum Weltgericht zu machen. Das Bemühen, die vielen schreienden Ungerechtigkeiten und Widersinnigkeiten im Menschen-, Völker- und Staatenleben als Sühne für Irrungen oder als Strafe für begangene Schuld auszudeuten, findet allerdings nur geteilte Zustimmung. Es war Mommsen, der einmal gesagt hat, «dass der Gott, der die Sünde der Väter straft bis ins vierte Glied, nicht der Gott der Geschichte ist».

So lebenssteigernd und kulturfördernd der Glaube ist, das Leben durch den Geist und den Willen beherrschen zu können, so sehr bedarf diese Ueberzeugung doch der Einsicht und Selbstbeschränkung. Gewiss wurzelt ein guter Teil alles menschlichen Tuns im Geiste; gewiss zeugen Erkenntnis und Wille die Tat, die blind ist, wenn es an Erkenntnis mangelt, und schwächlich, wenn es am Willen fehlt; gewiss leuchtet im Kriege, dem Hohelied der Tat, das Zweigestirn Wissen und Wollen in mächtigem Glanze. *Aber* dieser Glanz verführt nur allzu leicht. Den stolzen Worten Sophokles «Viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch» steht die skeptische Bescheidung tiefster Denker aller Zeiten gegenüber, welche die Grenzen menschlicher Erkenntnis sehr enge gezogen und oft mit dem demütigen Bekenntnis *ignoramus et ignorabimus* geschlossen haben; ihnen steht ebenso die Tatsache gegenüber, dass der Mensch, wie die Urgefühle Liebe und Hass beweisen, weit mehr ein Spielball seiner Triebe als der freie Herr eines allmächtigen Willens ist. So sind auch Begeisterung und Opferwilligkeit, Wissen und Wollen wohl wichtige Voraussetzungen des kriegerischen Erfolges; in erster Linie bestimmend bleibt jedoch immer das *Können*, d. h. die Kunst, nicht mehr zu wollen, als man im Höchsthalle zu leisten vermag. (Marschall Foch: «Man tut im Kriege nicht, was man will, sondern was man kann.»)

Sicherlich nehmen im Kriege und in der Politik kühles Denken, wägendes Rechnen und unerschütterliche Tatfreude einen sehr breiten Raum ein. Diese im Verstande wurzelnden Antriebe sind jedoch nicht das *allein* Entscheidende: sie sind durchflochten von zahllosen Einwirkungen schicksalhafter Natur, die aller logisch-kausalen Erklärungen spotten. Wo aber

solche Erklärungen versagen, stehen die Kriegsgeschichte und die Kriegskritik vor Rätseln, die sie nicht zu lösen, vor Wänden, die sie nicht zu übersteigen vermögen. Erscheinungen, wie das Zufällige und das gänzlich Unerwartete, die so vielen Kriegsereignissen ihren Stempel aufdrücken und in besonders hervorstechenden Fällen als «Wunder» empfunden werden, lassen sich wohl feststellen, nie jedoch systematisch zergliedern und restlos aufhellen. Versucht die Kriegsgeschichte letzteres zu tun, so überschreitet sie die ihr gezogenen Grenzen und betritt schwankenden Boden.

Die Frage, inwieweit der Krieg planmässig gelenkt werden kann und inwieweit er dem Spiele des Zufalls unterliegt, gehört übrigens nicht bloss in das Gebiet der Philosophie des Krieges. Ihre Beantwortung hat einen beträchtlichen praktischen Wert, denn sie ist für die Methodik der Kriegführung, die grössere oder geringere Gelenkigkeit der Operationspläne, die Art der Befehlstechnik usw. mitbestimmend. Die grossen Kriegsmeister haben sie auch keineswegs gleichartig beantwortet; so haben Friedrich der Grosse und Napoleon hier entgegengesetzte Standpunkte vertreten. Während ersterer, unbeugsam im Ringen mit einem schweren Schicksal, dem Zufall eine ausschlaggebende Bedeutung beimass, wollte letzterer, der doch so sehr an Bestimmung glaubte, ihn ebensowenig gelten lassen wie der krasseste Rationalist. (*Toute opération doit être fait par un système parce que le hasard ne fait rien réussir.*)⁷⁾ Napoleon musste jedoch erfahren, besonders im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel und 1812 in Russland, dass eine noch so gründliche Kriegsvorbereitung und noch so grosszügige Operationspläne zum Scheitern verurteilt sind, wenn unvorherzusehende Widerstände und Hindernisse einen Strich durch die Rechnung machen. Seine Führung war zudem ganz darauf abgestellt, alles ganz allein zu meistern und überall persönlich einzugreifen. Mehr geeignet, Schule zu machen, war jedenfalls die Art, wie Moltke seine Feldzugspläne erstellte und wie er führte. Das Urteil Marschall Fochs, dass nicht nur der jüngere Moltke 1914, sondern auch sein grosser Oheim 1870 die Zügel der Führung nicht fest genug in der Hand hatte, ist im zweiten Fall gewiss anfechtbar.

7) Allerdings klafft zwischen den theoretischen Aussprüchen Napoleons und seinem Handeln manchmal ein merklicher Widerspruch auf. So, wenn er 1809 für das Wagnis einer Schlacht 70 v. H. an Wahrscheinlichkeit des Erfolges verlangte, während er Aspern und Wagram mit einer diesem Rechenexempel kaum entsprechenden Kühnheit schlug: beidemale überschritt er angesichts eines schlagbereiten, ebenbürtigen Gegners ein so gewaltiges Hindernis wie die Donau und kämpfte, diesen Strom im Rücken, die Schlacht durch.

«Sa sacrée Majesté le Hazard» ist es auch, der die landläufige Ansicht, dass kriegerische Tüchtigkeit gemeinhin von Erfolg — bzw. Mangel an solcher von Misserfolg — begleitet sein muss, als unzulässige Verallgemeinerung erscheinen lässt. Mindestens kennt die harte Wirklichkeit keine solchen Gleichungen, sie, die jeden Krieg letzten Endes zu einem grossen Glücksspiel gestaltet, in dem durchaus nicht immer das bessere Spiel entscheidet. Letzteres ist wohl beim Schachspiel der Fall, wo für beide Partner gleiche Bedingungen bestehen, niemals aber dort, wo Ueberlegenheit der Führung und Güte der Streitkräfte nur Teilbedingungen des Erfolges sind.⁸⁾

Immerhin sind der Stimmen nicht wenige, die zwischen Glück, Erfolg und persönlicher Tüchtigkeit untrennbare, wenn auch undurchsichtige Zusammenhänge annehmen.⁹⁾ Wenn Napoleon einen Offizier mit einem wichtigen Auftrag betrauen wollte, pflegte er zu fragen: «Hat Er Glück?» Und so wie der Sprachgebrauch Menschen mit einer «glücklichen Hand» kennt, weiss auch die Kriegsgeschichte mit gutem Grund — neben überragenden — von «glücklichen» Soldaten zu melden. Auch Moltke hat zu diesem Kapitel in seiner Studie «Ueber Strategie» die bekannte Aeusserung getan: «Ueber den Ruf eines Feldherrn freilich entscheidet vor allem der Erfolg. Wieviel davon sein wirkliches Verdienst, ist ausserordentlich schwer zu bestimmen. An der unwiderstehlichen Gewalt der Verhältnisse scheitert selbst der beste Mann, und von ihr wird ebensooft der mittel-mässige getragen. Aber Glück hat auf die Dauer zumeist wohl nur der Tüchtige.»

Dem nie besiegtten Moltke ist das Kriegsglück allerdings zeitlebens treu geblieben. Andererseits zeigt das Buch der Geschichte auf vielen seiner Blätter, dass gerade überragende Soldaten oft ausgesprochene «Stiefkinder Gottes» waren; und nicht wenige der ganz grossen Feldherren mussten die *Wandelbarkeit* des Glückes bitter empfinden: so der Sieger von Cannä,

8) Feldmarschall Conrad: «Der Kriegsausgang ist das Produkt unzähliger Faktoren, das schliessliche Resultat von Einzelhandlungen, unter denen die Tätigkeit des obersten Führers zwar eine wesentliche, aber durchaus nicht die ausschlaggebende Rolle spielt: sie gleicht nicht dem Schaffen des Künstlers, dessen Werk ausschliesslich in seinem Kopfe reift und durch seiner Hände Arbeit zur Ausführung gelangt; sei es mit Stein und Meissel, sei es mit Pinsel und Farbe, sei es in Notenzeichen, hingeworfen auf ein Blatt Papier. («Aus meiner Dienstzeit 1906—1918», IV., S. 263.)

9) So schreibt z. B. Bourienne in seinen Denkwürdigkeiten über Napoleon: «Indem ich lange denjenigen, welchen man den Mann des Schicksals genannt hat, studierte, habe ich eingesehen, dass das, was er sein Schicksal nannte, sein Genie war; dass sein Glück die Folge seines Scharfsinnes war, seiner blitzartigen Berechnungen, der Uebereinstimmung von Tun und Denken sowie seiner Ueberzeugung, dass die Kühnheit oft Weisheit ist.»

der seine Feldherrenlaufbahn mit der Niederlage von Zama, bzw. der unglücklichen Seeschlacht bei Side beschloss; so Napoleon, der in seinem letzten Feldzug vernichtend besiegt wurde, nachdem er sich ein Jahr vorher im Winterfeldzug von 1814 — trotz geminderter körperlicher Spannkraft¹⁰⁾ — auf der vollen Höhe seines Könnens gezeigt hatte, ebenso meisterhaft in der Leitung dieses Verteidigungsfeldzuges wie 1796 genial in der Führung seines ersten Angriffsfeldzuges. Und auch sein begabtester Gegner, Erzherzog Karl, war in seiner letzten Schlacht — Wagram — nicht vom Glück begünstigt, er, der wenige Wochen früher bei Aspern dem bis dahin für unbesiegbar gehaltenen Schlachtenmeister erfolgreich die Stirne geboten hatte. Ebenso schwebte über den letzten Feldzügen des Prinzen Eugen und Friedrichs des Grossen kein guter Stern. Wenn das Abgleiten von Leistungen am Ausklang einer Feldherrnlaufbahn mit Alter oder Verbrauchtheit zu erklären versucht wird, um so den Faktor Glück möglichst auszuschalten, so mag dies in einzelnen Fällen stimmen. Aber auch da ist Vorsicht am Platze, denn Greisenalter und volles Feldherrntum bedeuten niemals unbedingte Gegensätze, wie die glänzenden Siege von Belle-Alliance, Novara und Sedan beweisen, die Blücher, Radetzky und Moltke im Patriarchenalter errungen haben.

Gerade unergründliche Schicksalsverkettungen, mögen sie nun als Verhängnis oder als Unbeständigkeit des Glücks angesprochen werden, deuten darauf hin, dass im Gange des Weltgeschehens Mächte walten, denen gegenüber die menschlichen Begriffe von Gerechtigkeit und Sittlichkeit als Maßstäbe versagen müssen. So fällt es schwer, in dem Ende eines Uria oder Aëtius, eines Miltiades oder einer Jeanne d'Arc, eines Kara Mustapha oder Custine Offenbarungen einer höheren Vernunft zu sehen. Mit mehr Berechtigung lässt sich wohl sagen, dass höchstes Menschentum meist mit tiefster Tragik verbunden ist. Die Reihe jener Grossen, die wie Hannibal und sein Besieger Scipio, wie Friedrich der Grosse und Napoleon, wie Bismarck und Clemenceau ihr Leben als bittere Menschenverächter oder ironische Skeptiker vereinsamt oder verfehmt beschlossen haben, ist nicht klein. Tragik lässt sich jedoch nie mit dem Verstande ergründen, sondern nur mit der Seele empfinden.

Es sind aber nicht bloss die Höhen der Menschheit, auf denen Glück und Unglück weithin sichtbar walten. Sie sprechen nicht nur bei Verlauf und Ausgang der Kriege gewichtige Worte mit, sondern sie wirken sich selbst bis in die unscheinbarsten

¹⁰⁾ Schon 1805, bei Austerlitz, hatte Napoleon erklärt: Man taugt nur kurze Zeit für den Krieg. Ich bin noch gut für sechs Jahre, dann heisst es: Halt!

kriegerischen Einzelereignisse als blinder Zufall oder als aussergewöhnliche Friktion günstig oder verderblich aus. Unleugbar ist es einer der Vorteile des unmittelbaren Kriegserlebnisses und der persönlichen Kriegserfahrung, dass diese das Feingefühl für jene *irrationalen* Grössen und Kräfte ausbilden und stärken, die weder messbar noch verstandesmässig erfassbar sind und die es mit sich bringen, dass im geschichtlichen Leben gleiche Ursachen keineswegs immer gleiche Wirkungen haben müssen. Nur wer den Krieg selbst erlebt hat, wird seine Ueberraschungen aller Art, seine Wechselfälle und schlagartigen Lageänderungen als etwas Selbstverständliches hinnehmen und auch in den düstersten Stunden nicht die Hoffnung auf einen Umschwung aufgeben. Unmittelbare Kriegserfahrung ist es zumeist auch, die den reifsten kriegsgeschichtlichen und kriegskritischen Werken zu Grunde liegt. Gewiss kann auch intuitiver Blick — wie z. B. im Falle des Historikers Delbrück — sie bis zu einem gewissen Grade ersetzen, aber im allgemeinen gilt für die Kriegshistorik wohl noch besonders Goethes Ausspruch: «Ueber Geschichte kann niemand urteilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat.»

V.

Die einzigen guten Geschichtsbücher sind jene, die von Personen geschrieben sind, die entweder die Begebenheiten selbst führten, Teil an ihrer Führung oder wenigstens das Glück hatten, Begebenheiten ähnlicher Art zu leiten. Montaigne, «Essais».

Unter kriegshistorischen Werken wird gewöhnlich nur ein bestimmter Kreis militärischer Fachliteratur verstanden. Die Geschichte des Krieges greift jedoch weit über diesen engen Rahmen hinaus. Die Ilias und das Nibelungenlied enthalten ebenso ein Stück Kriegsgeschichte wie die «Correspondance» Napoleons, Schillers «Wallenstein» und Kleists «Prinz von Homburg», ebenso wie die Schriften Moltkes oder die Erinnerungsbücher der Heerführer des Weltkrieges. Ein Stück Kriegsgeschichte lebt in den Tönen des Prinz-Eugen-Liedes, der Marseillaise, des Radetzky-Marsches in ungebrochener Frische weiter, ebenso wie es in den steinernen Ueberresten der Römerstrassen oder der chinesischen Mauer stumm aus fernen Zeiten in die Gegenwart hineinragt. Stücke vergangenen Kriegslebens schlafen auch in den Heeresmuseen und Waffensammlungen einen häufig wenig gestörten Schlaf.

Ein grosser Ueberblick über das kriegsgeschichtliche Schrifttum in allen seinen Verzweigungen stellt vielleicht am besten die Werke der *Kunst* an die Spitze. Wo der begnadete Künstler seine Stoffe der Geschichte entnimmt und, um in *seiner* Art wahr zu sein, sie so formt, wie es ihm sein Genius eingibt,

vermag er tiefere und bleibendere Wahrheiten zu vermitteln als die Geisteswissenschaften, deren «Ergebnisse» doch erstaunlich raschen Wandlungen unterliegen. Wenn beispielsweise die Historik feststellt, dass Schiller in seinem «Wallenstein» von der *licentia poëtica* einen starken Gebrauch gemacht hat, so besitzen wir doch kein plastischeres Bild der von dem ehrgeizigen Friedländer zusammengewürfelten Armee als das in «Wallensteins Lager» gezeichnete. Ein ähnlich lebendiges Zeitgemälde — wenn auch unter ganz anderem Gesichtswinkel gesehen — bietet Grimmelshausens «Simplicissimus». Dass ein grosser Dichter, besonders wenn er selbst Kriegsdienste getan hat, mindestens ebenso Gehaltvolles wie die allerbeste Fachliteratur zu sagen vermag, beweist auch Tolstoi. Sein grosses Nationalepos «Krieg und Frieden» enthält nicht nur prächtige Schilderungen der Feldzüge 1805 und 1812 sowie des gesamten russischen Lebens seiner Zeit, sondern es enthüllt auch in unvergleichlicher Weise die russische Volksseele. So gehört Tolstois grosser Kriegsroman mit seinen gedankenreichen Betrachtungen über Ich und Volk, Natur und Geschichte, Welt und Gott zu den für die Philosophie und Psychologie des Krieges bleibend wertvollen Werken.

Kriegsgeschichtliche Werke, insoweit sie wissenschaftlicher Natur sind, können dem rein Menschlichen und Seelischen meist nur einen geringen Spielraum gewähren, da ihre Aufgabe auf einer anderen Ebene liegt: gewissenhafte Schilderung des Ablaufs kriegerischer Ereignisse, Erörterung strategischer oder taktischer Probleme usw. Die streng nüchterne Geistigkeit, die in aller Fachliteratur gemeinhin vorherrscht, bedarf jedoch dort, wo es sich um eine so lebensdurchpulste Erscheinung wie den Krieg handelt, einer Ergänzung nach der Seite gestaltender Phantasie hin — und hier liegt die nicht zu missende Bedeutung echter Kunst.

Aber gerade von jener *Unterhaltungslektüre*, die unter der Flagge «Kriegsbelletristik» segelt, besitzt nur ein kleiner Bruchteil künstlerischen Wert; ein anderer ist entweder blosser Geschichtsklitterung, d. h. er hat weder mit Kunst noch mit Geschichte etwas zu tun, oder er ist Tendenzliteratur, die der Tageskonjunktur folgt und daher weit mehr für die Epoche, in der sie entstanden ist, als für die behandelten Kriegereignisse charakteristisch ist. Zweifellos hat die sensationelle Ausschrotung geschichtlicher Stoffe durch gewandte Journalisten und geschäftstüchtige Literaten in den letzten Jahren viel, und zum Teil auch recht gut gemachte, unterhaltsame Leseware geliefert. Als solche steht sie hier nicht weiter zur Betrachtung, wohl aber als Dokument für die Schwankungen in der Geistes-

haltung der Nachkriegszeit. Wie jede schwere Kriegszeit hat auch der Weltkrieg zunächst in breiten Kreisen Kriegsmüdigkeit, Pazifismus und Wehrfeindlichkeit ausgelöst. Der berechtigte Wunsch, eine ähnliche Katastrophe künftig möglichst zu vermeiden, äusserte sich jedoch nicht in ernsthaften praktischen Versuchen eine aufrichtige Friedensatmosphäre zu schaffen, sondern in billigen Verdammungen des Krieges, in wertlosen Tiraden über seine Sinnlosigkeit und in platonischen Verherrlichungen der Idee vom ewigen Frieden. Pünktlich spiegelte auch die schöne Literatur diese Massenstimmungen wieder. Zeitgeschichtlich interessant ist hier der Weg eines Buches wie Remarques «Im Westen nichts Neues», das binnen Jahresfrist Millionenaufgaben erlebte, durch die ganze Welt wirbelte und heute kaum mehr gelesen wird. Der gewaltige Modeerfolg dieses 1929 erschienenen Romans erklärt sich daraus, dass er bereits in eine Geisteswende fiel, daher begeistert gelobt und heftig angegriffen wurde, immer die beste Reklame für ein Buch. Inzwischen hat — nach dem Gesetze von Aktion und Reaktion — das Pendel weiter nach der wehrfreudigen Seite ausgeschlagen: gegenwärtig beherrscht Kriegsliteratur mit positivem Vorzeichen den Büchermarkt.

An dieser Stelle seien einige Worte über das Kapitel Kriegsgeschichte und *Wehrpropaganda* eingefügt. Die hohe Bedeutung einer planmässigen und beharrlichen Wehrpropaganda ergibt sich von selbst aus der Tatsache, dass von der geistigen und seelischen Einstellung eines Volkes zu Landesverteidigung und Waffendienst in entscheidenden Stunden seine Opferwilligkeit, Kampffreudigkeit und Widerstandskraft abhängen. Jede zielbewusste Staatsführung muss es sich daher angelegen sein lassen, im Wege von Buch und Zeitung, Rundfunk und Lichtspielwesen, Lehrkanzel und Rednerbühne das Interesse an den Wehrfragen der Gegenwart und an den kriegerischen Hochleistungen der Vergangenheit im Volke unausgesetzt rege zu erhalten; damit wird auch die Kriegsgeschichte zu einem wichtigen Hilfsmittel der Wehrpropaganda. Diese muss allerdings dem Volkscharakter angepasst sein und sich danach richten, ob sie sich an die Jugend, die breiten Schichten des Volkes, an den engeren Kreis der Gebildeten, an einstige Kriegsteilnehmer usw. wendet. Man darf es der Wehrpropaganda daher auch nicht zum Vorwurf machen, wenn sie kriegerische Begebenheiten so darstellt, wie sie es für ihre wehrpolitischen Zwecke braucht; sie hat praktische militärische Volkserziehungsarbeit zu leisten und nicht wissenschaftliche Aufgaben zu erfüllen. Trotzdem wird sie sich klugerweise von unzutreffenden Angaben, falschen Bildern, unmöglichen Legendenbildungen und allzu starken

patriotischen Uebertreibungen frei halten müssen. Denn sie hat nicht eine hochlodernde Augenblicksbegeisterung, sondern eine nachhaltige Wirkung zu erzeugen: diese ist aber immer an Echtheit und Wahrhaftigkeit gebunden.

Erfreulicherweise hat gerade die Nachkriegszeit viele treffliche Werke und Schriften hervorgebracht, die geeignet sind, einer hochwertigen Wehrpropaganda zu dienen. Trotz der freien dichterischen Gestaltung des Stoffes, der romanartigen oder novellistischen Form, liegt der Hauptwert dieser oft packend geschriebenen Bekenntnisbücher in der Lebenswahrheit der Darstellung, in der Feinheit der psychologischen Beobachtung und in der Tiefe des seelischen Empfindens.

In enger Beziehung zur Wehrpropaganda steht die *Ueberlieferungspflege*. Dient diese auch praktischen wehrpolitischen Zwecken, so will sie doch durch Verherrlichung einstiger Ruhmestaten von Volk und Heer zunächst eine Dankesschuld an die eigenen Vorfahren abtragen. Zu den meist amtlichen oder halbamtlichen Charakter tragenden Werken dieser Gruppe zählen die Geschichten einzelner Truppenkörper und Waffen, die verschiedenen Generalstabs- und Archivwerke sowie manche Führer- und Feldherrenbiographien usw. Es liegt im Wesen dieser Geschichtswerke zur Förderung vaterländischer oder militärischer Traditionen, überall das Lobenswerte hervorzuheben und Aussergewöhnliches besonders zu unterstreichen, dagegen über Fehlgriffe sowie Misserfolge hinwegzugleiten oder sie wenigstens mit milder Nachsicht zu behandeln. So berechtigt dieses Streben auch ist, so erfordert es doch viel Takt, da es keine Truppe gibt, die in ihren Annalen nicht auch schwarze Tage zu verzeichnen hätte, und keine Armee, die immer nur siegreich gewesen wäre.

Die Frage, in welchem Ausmass «Prestigen» zu wahren sind, spielt besonders bei der Verfassung der *Generalstabs- und Archivwerke* eine umstrittene Rolle. Meist von militärisch und historisch geschulten Personen verfasst und auf gewissenhafter Quellenforschung beruhend, wollen diese Werke einerseits der Kriegstheorie verlässliche Unterlagen bieten, anderseits müssen sie aber doch in ihrer Anlage und Schreibweise die verschiedensten Rücksichten nationaler, militärischer und vor allem persönlicher Natur walten lassen. Beides lässt sich in der Praxis meist nur unvollständig vereinen. Wenn z. B. in den österreichischen Generalstabswerken über die Feldzüge 1859 und 1866 die Ursachen der österreichischen Niederlagen verhältnismässig offen dargelegt wurden, so führt dies der Historiker

Friedjung auf die diesbezüglichen Weisungen der Kriegsminister John und Kuhn zurück; er schreibt:¹¹⁾

«. . . Diesem Umstande verdanken die offiziellen Werke über die beiden Kriege ihre Entstehung, durch die der österreichischen Armee der grösste Dienst erwiesen wurde, weil sie rückhaltlos die Mängel besprechen, aber dafür auch vollen Glauben verdienen und finden, wo sie die Tugenden und die Hingebung dieses Heeres schildern. Freilich besass Kuhn als Kriegsminister in Friedrich v. Fischer einen Mitarbeiter, der diese schwierige Aufgabe nach dem Urteile aller Sachkundigen vortrefflich löste, und er selbst scheute die Wahrheit auch dann nicht, wenn sie ihm noch so unbequem war. Kuhn, 1859 Chef des Generalstabes im Heere Gyulais, stiess bei der Prüfung des Werkes über 1859 vor dessen Drucklegung auf manchen seiner Befehle, der von irrigen Voraussetzungen ausging. Als er einmal ausrief: «Das kann ich unmöglich verfügt haben!» brachte man ihm seine eigenhändige Unterschrift; aber auf die Frage, was nunmehr zu geschehen habe, erwiderte er ohne Zögern: «Drucken lassen! Mit allen meinen Fehlern drucken lassen! . . .»

Moltke wählte einen anderen Weg: Er liess neben dem Generalstabswerk über den Feldzug 1866 noch ein der Kriegskritik dienendes «Memoire über die bei der Bearbeitung des Feldzuges 1866 hervorgetretenen Erfahrungen» verfassen; das Begleitschreiben, mit dem Moltke dieses Memoire dem König vorlegte, enthält die bezeichnenden Sätze:¹²⁾

«. . . Eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Arbeit musste vorgekommene Fehler erkennen lassen; sie durfte dieselben nicht bemänteln, aber hatte keinen Beruf, sie besonders hervorzuheben. Ohne Lobspendung waren doch die gelungenen Unternehmungen, die erlangten Erfolge und der verdiente Ruhm der Armee ihr Gegenstand.

Das vorliegende Memoire enthält dagegen fast nur Tadel, nicht um zu tadeln oder anzudeuten, dass irgend jemand es würde besser gemacht haben, sondern um künftig Fehler zu vermeiden und Schaden abzuwenden.

Eine solche Zusammenstellung würde selbst bei beschränkter Publizität vielfach verletzen . . .»

Die bei der Verfassung der Generalstabs- und Archivwerke gemeinhin beobachtete Zurückhaltung bringt es mit sich, dass diese meist schon in einigen Jahrzehnten von freier geschriebenen Werken überholt werden, die neuere und oft erst aus dem Nachlasse stammende Veröffentlichungen zu berücksichtigen vermögen. Aber noch ein Umstand fällt beim Studium dieser kriegshistorischen Hauptwerke ins Gewicht: ihr Umfang. So bilden z. B. die bisher erschienenen Bände der amtlichen Land- und Seekriegswerke der am Weltkrieg beteiligt gewesenen Staaten heute schon eine kleine Bibliothek. —

Ist das Kriegserlebnis die Grundlage aller Kriegsgeschichte, so gehört sein Niederschlag — Betrachtungen und Erinnerungen,

11) Friedjung, «Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866», I., Vorrede zur 1. Aufl., S. IX—X.

12) Moltke, «Militärische Werke», II., Zweiter Teil, S. 70.

Briefsammlungen und Tagebücher, Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien — zu den wertvollsten, lebendigsten und beständigsten Schöpfungen der Kriegsliteratur: zu den wertvollsten, insoweit es sich um die Denkwürdigkeiten grosser Feldherren und bahnbrechender Kriegsdenker handelt, zu den lebendigsten, insofern aus Memoiren Menschen und Zeiten am unmittelbarsten und eindruckvollsten hervortreten, und zu den beständigsten, da fesselnde Kriegserinnerungen meist weit weniger rasch veralten als die wissenschaftlichen Erscheinungen ihrer Zeit. Die Auswahl der besten und originellsten *Memoiren* ist jedoch nicht immer leicht, besonders wenn es sich um Zeiten handelt, in denen die Dauer und die Gewalt der kriegerischen Ereignisse viele Federn in Bewegung gesetzt haben. Beispiele: napoleonische Epoche¹³⁾ und Weltkrieg. Aber während das Schrifttum jener bereits voll überblickbar ist, fehlt zu diesem noch die notwendige zeitliche Distanz. Ueberdies schwillt die Flut der Schriften über den Weltkrieg weiter an, so dass sich auch über die besten Memoirenwerke dieses grössten aller Bündniskriege noch nicht abschliessend urteilen lässt¹⁴⁾. Immerhin ist festzustellen, dass nicht nur hochinteressante Schriften aller Art von fast allen führenden Soldaten und Staatsmännern dieser Epoche bereits erschienen sind, sondern dass auch eine ganze Reihe sonstiger Erinnerungsbücher einen bedeutenden dichterischen, zeitgeschichtlichen und kriegshistorischen Wert besitzen.

An dieser Stelle muss besonders betont werden, dass die von berufensten Persönlichkeiten stets wiederholten Mahnungen: *Leset vor allem die Denkwürdigkeiten und Schriften der grossen Kriegsmeister!* nur allzu berechtigt sind. Die Werke dieser Grossen verlieren deswegen nicht an Bedeutung, weil ihre Schöpfer nicht frei von menschlichen Schwächen waren, oder sich in ihren Aufzeichnungen Irrtümer und in ihren Urteilen Mängel nachweisen lassen. Schwerer wiegt, dass die Schriften mancher militärischer Klassiker sehr umfangreich sind.¹⁵⁾ Fehlt

13) Zum Beispiel spricht Kircheisen in seiner «Bibliographie des napoleonischen Zeitalters» (2 Bände, 1908—1911) von 70,000—100,000 hierher gehörigen Werken und Abhandlungen.

14) Wohl bestehen schon einzelne «Führer» durch die Weltkriegsliteratur; angesichts der vielen Neuerscheinungen würden sie jedoch fast alljährlicher Neubearbeitungen — nicht blosser Ergänzungen — bedürfen.

15) Greift man wieder das napoleonische Zeitalter heraus, so umfasst allein die 1858—1870 über Auftrag Napoleons III. herausgegebene — und bereits gesichtete — «Correspondance de Napoléon I^{er}» 32 Bände, abgesehen von den später noch erschienenen Ergänzungsbänden zu diesem Sammelwerk und den wertvollen Aufzeichnungen Las Cases', Montholons und

die erforderliche Zeit zu ihrer lückenlosen Durcharbeitung, so genügt in vielen Fällen die Beschränkung auf einzelne Teile oder auf gut gewählte Auszüge und Zusammenstellungen aus ihnen. Keinesfalls ist es jedoch zu empfehlen, statt der Originalschriften der grossen Kriegsmeister lediglich zusammenfassende Werke *über* sie zu lesen. Diese vermögen wohl das Verständnis jener zu erleichtern und zu fördern, niemals aber einen Ersatz zu bieten.

Besitzen die bisher besprochenen Werke entweder eine ausgesprochen persönliche Note oder können sie nach den Aufgaben, die sie zu erfüllen haben, einer gewissen Parteilichkeit nicht entraten, so muss zuletzt noch jene grosse Gruppe kriegshistorischer Veröffentlichungen erwähnt werden, die — sonst zumeist an erster Stelle genannt — *rein wissenschaftlichen Zwecken* dienen will, daher nach möglichster Sachlichkeit und Unparteilichkeit strebt. Sie umfasst Kriegs- und Feldzugdarstellungen, Schlachten- und Gefechtsschilderungen, Abhandlungen kriegshistorischer Natur über Fragen der Heeres- und Truppenführung, der Rüstungs- und Waffenentwicklung usw. Häufig ist Ausgezeichnetes in Form knapper *Aufsätze* in Zeitschriften niedergelegt, die auf wenigen Seiten manchmal mehr Gedanken enthalten als dicke, dem gleichen Thema gewidmete Folianten.¹⁶⁾ Insoweit sie kritischer Natur sind und Entgegnungen auslösen, tragen sie oft viel zur Klärung von Streitfragen bei. Mit der Kriegskritik wird sich jedoch erst der folgende Abschnitt näher befassen.

Wenn die vorstehenden Randglossen über kriegsgeschichtliches Schrifttum einer gewissen Systematik nicht entraten, so soll diese ausschliesslich der leichteren Uebersicht dienen und nicht irgendwelche feste Grenzen abstecken; gerade die gehaltvollsten Geistesschöpfungen lassen sich häufig weder mit irgend einer Marke versehen noch in ein bestimmtes Fach einreihen. Einen «Baedeker» der kriegsgeschichtlichen Literatur zu skizzieren, kann nicht Zweck dieser Betrachtungen sein. Ebenso

Gourgauds auf St. Helena. Ferner veröffentlichte der treffliche Ausleger napoleonischer Kriegführung, Jomini, von 1805—1842 mehr als 25 Bände. Rechnet man die «Militärischen Denkwürdigkeiten Scharnhorsts (6 Bände, 1787—1806), die hinterlassenen Schriften von Clausewitz (10 Bände, 1832 bis 1837) und Erzherzog Karls ausgewählte Schriften (6 Bände, 1893/94) noch hinzu, so ist das Hundert nahezu voll.

¹⁶⁾ So sind z. B. Schlieffens «Gesammelte Schriften» und Seeckts «Gedanken eines Soldaten» Zusammenfassungen einstiger Zeitschriftenaufsätze und Reden.

wenig wollen sie zur Frage: Wie studiert man am besten Kriegsgeschichte? irgendwie Stellung nehmen, um so mehr als die so gestellte Frage kaum eine allgemein gültige konkrete Antwort zulässt. Das Studium der Kriegsgeschichte kann stets nur *rein individuell* betrieben werden und daher nie den gleichen Charakter tragen. Der Soldat wird sich anders zu ihm stellen als der Nichtsoldat, der militärische Führer anders als der Staatsmann, der Militärschriftsteller anders als der Historiker. Der Anfänger, der zunächst eines Grundstockes an allgemeinem kriegshistorischen Wissen bedarf, muss anders studieren, als der bereits militärwissenschaftlich Geschulte, dieser wieder anders als der für die Führerausbildung und Kriegsvorbereitung verantwortliche höhere Führer. Ausserdem werden der Angehörige des Heeres, der Flotte und der Luftstreitkräfte die Kriegsgeschichte zumeist unter verschiedenem Gesichtswinkel betrachten. Ebenso werden den Generalstabsoffizier vielfach andere Gebiete derselben interessieren als den Truppenoffizier, der überdies den für *seine* Waffe besonders lehrreichen kriegerischen Ereignissen ein besonderes Augenmerk zuwenden muss. Endlich werden in allen diesen Fällen das Mass der Kriegserfahrung bzw. der Mangel an solcher, die Bahnen der kriegsgeschichtlichen Fortbildung wesentlich beeinflussen.

Selbstverständlich gelten auch für jedes individuelle Studium die Worte des Protagoras: «Es gibt weder eine Technik ohne Studium, noch ein Studium ohne Technik.» Was für den Anfänger eine verständnisvolle Anleitung ist, die ihm Um- und Irrwege ersparen und ihn zum Selbstdenken erziehen soll, ist für die kriegshistorische Bildung des Fortgeschrittenen ein wohlüberlegter Arbeitsplan, der deswegen aber noch lange nicht den Charakter einer Zwangsjacke tragen muss. Für den höheren Führer hinwieder ist die Vertiefung in die Kriegsgeschichte und Kriegstheorie ein Teil der Lebensaufgabe. Kein geringerer als Friedrich der Grosse hat dieser Forderung in seinem militärischen Testament von 1768 in reifster Weise Ausdruck verliehen: «Die Kriegskunst erfordert ein fortwährendes Studium, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will. Ich bin weit entfernt, mir zu schmeicheln, sie erschöpft zu haben; ich bin sogar der Ansicht, dass eines Menschen Leben nicht dazu hinreicht, weil ich von Kampagne zu Kampagne neue Grundsätze durch neue Erfahrungen gewonnen habe und weil noch eine Menge von Gegenständen besteht, über welche das Schicksal mich keine Erfahrungen sammeln liess.»